Vom Lochstreifen zur berührungslosen Kommunikation

Persönliche Eindrücke aus der Technikgeschichte der Bibliotheken

Ulrich Naumann

Ich habe vor vielen Jahren meine Ausbildung in der damaligen Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main unter der Leitung von Clemens Köttelwesch begonnen. Köttelwesch hatte zehn Jahre zuvor (ich spreche vom Jahr 1964) einen innovativen Bibliotheksbau errichtet, voll mit neuen konzeptionellen Ideen der Bestandsdarbietung: 750.000 Bänden als Freihandbestand, 1000 Benutzerarbeitsplätze auf vier Fachebenen. Und dennoch vertrat dieser bedeutende Bibliothekar die Auffassung (ich zitiere):

»Es sei darum hier nur die selbstverständliche Bemerkung erlaubt, daß wir alle technischen Einrichtungen, die zur Beschleunigung und Intensivierung der anfallenden Arbeit beitragen können, im neuen Gebäude gern nutzen werden, wenn wir sie ausfindig machen können und wenn sie ausreichend erprobt sind.«¹

Und so habe ich dann 1974 meine Ausbildung zum Bibliothekar in Frankfurt am Main begonnen, bewaffnet mit einer Typenhebelschreibmaschine zum Anfertigen der Katalogkarten. Immerhin werden sie im Achternutzen auf Kunststoff-Matrizen geschrieben und dann für die zahlreichen Zettelkataloge in verschiedenen Kartonfarben vervielfältigt.

Als ich dann 1976 den Auftrag erhielt, die Hessische Bibliographie auf eine neue Basis zu stellen, wurde dabei festgelegt, dass die gedruckten Bände mit Hilfe der Gesellschaft für Information und Dokumentation (GID) auf EDV-Basis hergestellt werden sollten. So habe ich unsere Erfassungsbögen zu einem benachbarten Erfassungsbüro getragen, wo die Daten unter ungeheurem Geratter mit Lochstreifenschreibmaschinen erfasst und in den Großrechner der GID eingelesen wurden. Kamen neben den Erfassungskorrekturen, die vom Büro erledigt werden mussten, weitere Korrekturen hinzu, bin ich mit der Straßenbahn von der Bockenheimer Warte nach Frankfurt-Niederrad zur GID gefahren und habe diese Korrekturen mit einer Lochstreifenschreibmaschine erfasst. Dabei war genau anzugeben, in welcher Zeile bei welchem Wort der wievielte Buchstabe zu ersetzen war. Diesen Code hatte ich mir vorher beim Korrekturlesen auf Karteikarten notiert, in die richtige Reihenfolge gebracht und diese Karteikarten abgetippt. Mein Lochstreifen wurde dann mit dem vorhandenen Lochstreifen zu einem neuen Lochstreifen vermischt. Der Ausdruck erfolgte zunächst auf Klarsicht-Folien, die nach dem abschließenden Korrekturbetrachten (bei über 800 Seiten konnte man nicht mehr vom Korrekturlesen

1 Köttelwesch, Clemens: Zum Neubau der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. In: Buch und Welt: Festschrift für Gustav Hofmann zum 65. Geburtstag dargebracht. Wiesbaden: Harrassowitz, 1965, S. 128.

sprechen) dem Drucker übergeben wurden, der den jeweiligen Band der Hessischen Bibliographie im Offset-Druck produzierte. Ich hatte damals zwar eine dunkle Ahnung, dass man das Produktionsverfahren auch technisch eleganter hätte lösen können, aber erst nach meinem Weggang aus Frankfurt 1982 wurden erste zögernde Schritte in Richtung bildschirmgestützte Erfassung und Korrektur eingeleitet. Unser damaliger stellvertretender Direktor Klaus-Dieter Lehmann, heute Präsident des Goethe-Instituts, war da schon weiter: Er beriet damals ein kleines Startup-Unternehmen der Jerusalem University bei bibliothekarischen Anwendungen. Ich spreche von der Fa. ExLibris.

In Berlin, wohin ich 1982 gewechselt habe, stand ein Fernschreiber zur Verfügung, mit dem wir den Fernleihbetrieb mit der Staatsbibliothek in Berlin rationalisiert haben. Es gab auch eine Recherchestation für die Informationsvermittlung. Sie wurde von den Fachreferenten benutzt, weil die unterschiedlichen Retrievalsprachen in den verschiedenen auf Großrechner gelagerten Datenbanken eine große Bedienungskompetenz erforderten (ich erinnere Eingeweihte nur an GRIPS/DIRS, mit der DIMDI-Datenbanken durchsucht werden konnten, oder GOLEM und STAIRS)². Das dazu notwendige Telefon wurde mit einem Einmachglas-Gummi unverrückbar mit dem Modem verbunden. Der dafür benutzte Computer kostete 18.000 DM, wir hatten ihn für 3.000 DM im Jahr gemietet. 1986 habe ich ihn dann für einen Restwert von 3.000 DM gekauft, um die jährlichen Mietzahlungen zu sparen.

Auf dieser Maschine habe ich dann 1984 unter Anleitung unseres Referendars Marcel Brannemann, einem echten Computer-Freak, auch meine erste eigene Bibliographie produziert. Hierbei hatte ich immer zu beachten, dass nicht benötigte Dateien auf der immerhin insgesamt 10 Megabyte umfassenden Festplatte gelegentlich auf 5 ¼-Zoll-Disketten ausgelagert werden mussten, um weiterarbeiten zu können. Der Rechner selbst lief unter dem Betriebssystem C/PM86.

Meine Kollegin Dorothea Reinhold, die mit demselben Elan an einer Meta-Bibliographie für die Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg arbeitete, schrieb 1986 in ihrem Vorwort:

»Die kleine Veröffentlichung entstand aus einem allgemeinen Interesse an Regionalbibliographie und Landesgeschichte und auch aus Neugierde. Die Neugierde galt der Frage, was man mit einem Personalcomputer, – er führt häufig noch ein Schattendasein in vielen großen Bibliotheken –, und etwas Datenbanksoftware (dBase II) mit minimalen Textverarbeitungsmöglichkeiten bibliographisch leisten kann.«³

2 GRIPS/DIRS (General Relation Based Information Processing System/Document Information Retrieval System) ist der Name einer Retrievalsystemsoftware des Deutschen Instituts für medizinische Dokumentation und Information (DIMDI), die auch Programme für Datenbankaufbau und -pflege beinhaltet.

Andere Sprachen: GOLEM (Großrechnerorientierte, listenorganisierte Ermittlungsmethode) von Siemens. Es wurde für die olympischen Spiele 1972 in München entwickelt. Das System GOLEM wurde konzipiert für unformatierte Daten und Texte, bei denen der Zugriff über Deskriptoren und invertierte Listen erfolgte. STAIRS (Storage and Information Retrieval System) ist das Softwarepaket der Firma IBM für das Information Retrieval, das 1969 entwickelt wurde. Es ist, ebenso wie GOLEM, teilweise heute noch im Einsatz, arbeitet partiell menüorientiert und besitzt bereits komfortable Retrievalmechanismen wie adjacency-Suche (Abstandsoperatoren) und Ranking-Algorithmen.

3 Reinhold, Dorothea: Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Berlins und der Mark Brandenburg. Berlin: UB der FU Berlin, 1986, S. III.

1995 haben wir wieder das große Engagement unserer damaligen Referendarin Dr. Sybilla Prochitzki, die vom französischen CNRS kam, genutzt, um einen Internet-Auftritt unserer Bibliothek dauerhaft zu organisieren. Wir lernten alle HTML, um uns in der für uns neuen Welt zu bewegen, und bekamen Anregungen, wie wir dieses Instrument INTERNET in unsere Arbeit einbinden konnten.

Es wird deutlich geworden sein, dass nicht nur das Technologie-Angebot, sondern vor allem personelle Glücksfälle und die Bereitschaft der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die gewohnten Pfade zu verlassen und Neues auszuprobieren, ein wesentliches Moment für die Einführung neuer Technologien in Bibliotheken sind. Hierbei sollte immer auch mitgedacht werden, dass Bibliotheken lebendige soziale Gebilde aus Mitarbeitenden und Nutzenden sind, die sich ab einer bestimmten Größe nicht mehr für Laborexperimente eignen. Zum Glück werden wenigstens die Benutzer einer wissenschaftlichen Bibliothek in einem überschaubaren Zeitraum von 3 bis 5 Jahren fast komplett ausgetauscht, so dass hier Neuerungen eher evolutionär als revolutionär erscheinen.

Ähnliches Spannendes, dann aber auch Langatmiges könnte ich Ihnen von unserer Ausleihe berichten, bei der wir bereits in den siebziger Jahren in einem überschaubaren Bereich, der Lehrbuchsammlung, mit der Lochkartenverarbeitung in der Verbuchung begonnen haben. 1984 wurde in der Hauptausleihe ein OCB-B-gestütztes BIAS-System eingerichtet. Die Lehrbuchsammlung folgte erst ein Jahr später, nachdem sich für die dortigen Mitarbeiter (man denke an die Abteilungszäune selbst in einer Benutzungsabteilung) die Funktionsfähigkeit in der Hauptausleihe ohne die geliebten Lochkarten erwiesen hatte. Den Übergang zum neuen System einfach anzuordnen war aus psychologischen Gründen nicht zweckmäßig. In der Psychologie spricht man von einem reaktanten Verhalten: Verbiete dem Mitarbeiter, ein bestimmtes System zu nutzen, und er wird alles daran setzen, es zu nutzen, auch wenn er es vorher vehement abgelehnt hat.

In der Zugangsbearbeitung haben wir nach einigen Geburtswehen erst 1990 begonnen, unsere Titelaufnahmen in den Berliner Katalogisierungsverbund IBAS einzubringen. Für unser Haus war das, wie ich es einmal formuliert habe, ein Umstieg von der Steinzeit in das Raketenzeitalter. Bis dahin hatten unsere Titelaufnehmerinnen in einem stillen größeren Büro die Titelaufnahmen in einem vereinfachten Verfahren mit weichem, nicht kratzenden Bleistift vorgeschrieben. Die Titelaufnahmen wurden dann von räumlich entfernten Hilfstitelaufnehmerinnen mit der Schreibmaschine auf Titeltkarten übertragen und maschinell vervielfältigt. Unsere Benutzer haben wir über die Erfolge in unserer elektronischen Verarbeitung der Titelaufnahmen mit immer größer werdenden formal und sachlich geordneten Mikrofichekatalogen informiert. In der Erwerbsabteilung hat sich das manuelle Verfahren mit Sortierung nach den Preußischen Instruktionen bis 1999 gehalten.

Erst mit der Jahrtausendwende, als wir gezwungen waren, wegen der Jahr 2000-Problematik (Y2K-Problematik = »Year 2 Kilo«) das Siemens-System BIAS zu wechseln, wurde mit dem Übergang auf das ALEPH-System das erste integriert arbeitende Bibliotheksinformationssystem eingerichtet, zu dem nun auch die Benutzer Zugang hatten. Das ist nun gerade 11 Jahre und sechs Versionen dieses Systems her.

Wenn man sich in den Berichten anderer großer Bibliotheken umschaute, erkennt man, dass wir an der Freien Universität Berlin keineswegs das Schlusslicht einer rasanten Entwicklung gewesen sind, auch wenn wir uns nicht an vorderster Front durch ein großes Innovationsstreben ausgezeichnet haben. Das mag auch an der Größe unseres Bibliothekssystems liegen, wo wir mit 8,5 Mio. Bestandseinheiten immer noch eine Spitzenposition in Deutschland einnehmen, aber auch bei umfassenden technischen Innovationen auf unsere etwa 50 relativ autonom agierenden Fachbibliotheken Rücksicht müssen.

In der jüngeren Technik-Geschichte unserer Bibliotheken und in der Technik-Gegenwart sind noch keine klaren Linien zu erkennen, die man mit einigen Worten plakativ beschreiben könnte. Zuviel tut sich an vielen Fronten, und es ist nicht ganz leicht, eine große strategische Linie als das Systemische unseres Handelns zu definieren. Hierbei zeigt z. B. ein Bericht des Stuttgarter Hochschul-Kollegen Martin Götz, was alles an technologischen Neuerungen möglich und einsetzbar ist.⁴ Lassen Sie mich dazu einige Überlegungen vortragen.

Denken wir unter anderem an die Frage, was eigentlich unser Katalog ist. Früher war das relativ leicht damit zu beantworten, dass der Katalog alles enthält, was wir in der Bibliothek an physischen Beständen anzubieten haben. Bleibt man bei dieser Definition für den eigenen Katalog, muss akzeptiert werden, dass der Katalog heute nur noch einen Ausschnitt dessen bietet, was wir an Informationspotenzial für unsere Benutzer bereitstellen. Die Hunderttausende elektronisch verfügbarer Volltexte und Datenbanken, zu denen wir mit unseren Systemen den Zugang ermöglichen, werden vom Benutzer als unser Bibliotheksangebot wahrgenommen. Die Frage, ob wir dafür auch den physischen Besitz in Print- oder digitalisierter Form haben, ist für ihn absolut nachrangig. Daher ist es eine nicht ganz leichte Aufgabe, diesen Bestandskatalog in eine umfassendere Informationswelt zu integrieren. Für unser Bibliotheksinformationssystem ist mit der ALEPH-Software PRIMO eine solche »one-stop-agency« geschaffen worden, die die durch GOOGLE sozialisierten Benutzerinnen und Benutzer zu Recht erwarten können. Natürlich sind unsere Informationen auch auf heimischen Rechnern und den sog. mobile devices wie Smartphone, iPhone und iPad nutzbar und öffnen das Bibliotheksangebot in die reale und zugleich virtuelle Welt.

Welche Blüten solche Technologie hervorbringen kann, zeigt das Beispiel der Bayerischen Staatsbibliothek, die 20 digitalisierte Spitzenwerke des islamischen Kulturkreises ausschließlich für das iPhone und das iPad aufbereitet hat und als Application über iTunes bereitstellt. Ich möchte bezweifeln, dass sich die feinen Miniaturen dieser Spitzenwerke auf dem 9 cm großen iPhone-Bildschirm sehr gut erkennen lassen.

Ähnliche Entwicklungen für unser Informationsangebot können im Bereich der Medienwerbung festgestellt werden. Früher haben wir ein Medium gekauft und in unseren Bestand übernommen. Streit gab es nur bei der Lehrbuchsammlung, wo zu Lasten des dauerhaften Medienerwerbs Verbrauchsexemplare mit einer begrenzten Verweildauer

⁴ S. Götz, Martin: »Technik in Bibliotheken«, B.I.T.online 12 (2009), Nr. 1, S. 51-59 (Überblickartikel, in dem er »die wichtigsten einzusetzenden und eingesetzten Techniken in Bibliotheken und ihre zum Teil jetzt schon absehbaren Folgen« behandelt.

beschafft wurden. Aber das war bei uns letztlich Spiegelfechtereier bei einer Finanzausstattung, die mehrere Millionen DM und dann auch mehrere Millionen Euro für den Medienerwerb vorsah.

Heute stellt sich die Situation jedoch erheblich anders dar. Inzwischen geben wir über 50 % unseres Etats, der seit Jahren nicht gewachsen ist, für Nicht-Greifbares aus, nämlich Lizenzen für Datenbanken und zugekaufte E-Medien. Diese erfordern wiederum eine ganz andere bibliothekarische Verwaltung, weil es dabei kaum abgeschlossene Erwerbsprozesse gibt, sondern mit schöner Regelmäßigkeit neue Entscheidungen über den Weiterbezug, also den Abschluss neuer Lizenzen, zu treffen sind. Allerdings hat dies auch Vorteile: Medienpakete, die nachweisbar nicht genutzt werden, werden wieder aufgegeben und damit die Mittel wieder frei. Bei unseren nicht benutzten Print-Medien – und ca. 70 % unseres Bestandes zählt zum aktuell nicht nachgefragten – hilft nur die physische Vernichtung, um Platz für Neues zu schaffen. Auch der Einkauf von E-Book-Paketen hat dabei so seine Tücken hinsichtlich der formalen Erschließung und der Präsentation. Das hat auch nachhaltige Auswirkungen auf unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie müssen alte Qualifikationen über Bord werfen und sich mit neuen Technologien und Verfahrensweisen vertraut machen. Das fällt nicht immer leicht und verstärkt den Anpassungsdruck.

Und eine andere Gruppe unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewinnt immer mehr Bedeutung für einen reibungslosen Betriebsablauf, die wir erst allmählich aus dem vorhandenen Personal aufbauen mussten bzw. durch Stellenumwandlung von Bibliotheksstellen einstellen konnten: unser EDV-Personal. Diese Mitarbeiter – und sicherlich sind auch viele dieser Gruppe hier vertreten – sind eine interne Dienstleistungsgruppe innerhalb unserer Dienstleistungsorganisation. Das mit der internen Dienstleistung für unsere Bibliothek ist nicht immer zu vermitteln und führt auch zu Reibereien, die oftmals an die Diskussion über das Huhn und das Ei erinnern. Das Tun der EDV-Leute ist manchmal nicht durchschaubar, die Festlegungen für einen aus EDV-Sicht zu organisierenden Betrieb sind nicht immer bibliothekspolitisch nachvollziehbar, und sie haben mit ihrer Kompetenz und ihrem Fachwissen eine gewisse Machtposition, die auch durch die formale Leitungskompetenz eines Direktors nicht immer aufgehoben werden kann – es sei denn, er ist selber EDV-Spezialist, dem man kein X als ein U verkaufen kann.

Was soll ich armer Direktor denn entgegenen, wenn aus der EDV-Abteilung die Forderung erhoben wird, nach knapp vier Jahren schon wieder einen neuen Server für 100.000 Euro zu beschaffen, weil der alte Server – »der ja eigentlich in das Deutsche Technikmuseum Berlin gehört« – nicht mehr performant genug ist. Prüfen kann ich es nicht, die Performanzschwierigkeiten liegen sicherlich im oberen Sekundenbereich, aber unter einer Minute, also schreibe ich – nicht vollständig von der Dringlichkeit überzeugt – einen Bettelbrief an meinen Kanzler mit der Bitte um zentrale Mittel, immer mit dem gewichtigen Argument verbunden, dass er sonst die Literaturversorgung der Universität gefährdet.

Am deutlichsten ist die Veränderung unserer Arbeitswelt in Richtung auf berührungslose Kommunikation aber im Bereich der Benutzung zu sehen. Auf den Wildauer Symposien

ist eine spezielle Anwendung – die RFID-Technologie – bestimmendes Thema. Aber auch andere technologisch gestützte Verfahren greifen immer mehr in unsere Beziehungen zu den Benutzerinnen und Benutzern ein. Hierbei machen wir uns selbst teilweise überflüssig, indem wir die Prozesse nur noch aus dem Hintergrund steuern, und das »wir« müssen keine Bibliothekare sein. Gerade die RFID-Technologie macht die Benutzerin, den Benutzer freier und uns an der Benutzungsfrent zunehmend überflüssiger.

Wenn wir Bibliotheken als riesige Freihandbibliotheken bauen – und hier ist das Brüder-Grimm-Zentrum in Berlin ein schönes Beispiel – und dann die Medien mit RFID ausstatten, Ausgabe- und Rückgabestationen einbauen, die an automatische Sortieranlagen angeschlossen sind sowie Kassenautomaten zum Gebührenbezahlen daneben stellen – wozu braucht eine solche Self-service-Bibliothek noch die persönlich anwesende Benutzungsbibliothekarin?

Wir beschäftigen uns nunmehr weitgehend kontakt- und berührungslos gegenüber unseren Nutzern mit neuen Produkten und Dienstleistungen im Bereich der Informationsvermittlung wie der digitalen Auskunft in Form von chat bots auf unseren homepages, mit der asynchronen Auskunft über Email und Webformulare, der synchronen Auskunft im Chat-Room, der kooperativen Auskunftserteilung durch mehrere Bibliotheken und der Vermittlung von Informationskompetenz über Schulungen und Web-basierte Tutorials. Vom Bild der bebrillten Bibliothekarin mit Dutt sind wir weg, aber muss es denn gleich ein ätherisch schöner Avatar wie »Stella« in Hamburg sein?

Natürlich liegt einer solchen Bibliothek auch ein Wegweiser-System zugrunde. Der Medien-Standort kann am Bibliotheksrechner und dem Benutzer-Laptop, aber auch mittels des internetfähigen Handys aufgerufen und am Handy-Bildschirm der Weg zum Medium dargestellt werden. Die Bitte, das Handy in der Bibliothek wegen der Störung anderer Benutzer auszuschalten, macht dann wenig Sinn. Auch in den Fußboden eingearbeitete LED-Module, die vom Benutzer angesteuert werden können und ihm individuell den Weg zeigen, sind bereits in der Erprobung.

Wie Frithjof Walk von der Firma Feig Electronic bereits 2007 ausführte, hat der Hype um RFID zu gewaltigen Investitionen in diese Technologie geführt. RFID war bereits ein Verkaufsschlager, bevor RFID-Technologie richtig verkauft wurde. Nun muss sie aber auch verkauft werden. Gelegentlich werde ich an Clemens Köttelwesch erinnert, den ich eingangs zitierte und dessen abwartende Haltung bei dem Einsatz von Technik bei manchem Progressiven auch unter Ihnen ein Lächeln ausgelöst hat. Wir stehen z. B. gegenwärtig vor der Entscheidung, ob wir eine neue große Freihandbibliothek mit 1,2 Mio. Bestand mit einem RFID-System auf HF- oder UHF-Basis ausrüsten. Diese Problematik war auch schon Gegenstand beim 2. Wildauer Symposium vor zwei Jahren, wo auf der Agenda neben Fragestellungen zu den optimalen Schnittstellen zwischen RFID-Komponenten und dem verwaltenden Bibliothekssystem (SIP2, NCIP) die alternativen Frequenzbereiche (HF versus UHF) behandelt wurden.

Sollen wir es mit Köttelwesch halten und auf die in Bibliotheken bewährte HF-Technologie setzen oder sollen wir es riskieren, die in Bibliotheken noch nicht ausreichend

erprobte UHF-Technologie einzusetzen? Brauchen wir für unsere Arbeit, auch langfristig gedacht, überhaupt das Potenzial, das in der UHF-Technologie liegt? Wenn wir uns an unseren bibliothekarischen Vorentscheidern orientieren, wurde bereits 2007 festgestellt, dass damals nach Schätzungen einiger Experten und Marktplayer ca. 1 700 bis 1 800 Bibliotheken mit der Transpondertechnik ausgestattet waren und fast 450 Millionen Medien ein Smart Label trugen. Dabei war aber erstaunlich, dass nicht die seit Anfang des 21. Jahrhunderts ständig im Blickpunkt stehende UHF-Technologie dominierend ist, sondern in 90 % der Fälle die weltweit zugelassene HF-Frequenz mit 13,56 Megahertz. Diese kann mit dem ISO 15693 Standard überall und ohne Einschränkungen eingesetzt werden. Sind das nicht Kennzeichen für eine erprobte Technologie?

Wir wollen in der Logistik-Kette keine Bierfässer in Deutschland suchen oder den Weg des Käses von Spanien an die Verkaufstheke verfolgen und auch nicht den gegenwärtigen Standort von Schnittblumencontainern ermitteln. Das sind alles Anwendungen, die mit der UHF-Technologie möglich sind. Wir brauchen einen örtlich begrenzten Einsatz in einer Bibliothek, der unsere Bestände sichert und den Nutzerinnen und Nutzern die Arbeit erleichtert und Wartezeiten verkürzt. Immerhin reden wir über eine Investition von zunächst etwa einer halben Million Euro, die nicht auf das falsche, weil demnächst lahrende Pferd gesetzt werden soll, aber - um im Bild zu bleiben - auch nicht auf einen jungen Wildfang, der erst gezähmt werden muss. Was wir heute investieren, muss auch noch in zehn Jahren zweckgerecht funktionieren.

Was ich Ihnen geschildert habe, sind Eindrücke aus dem Leben eines altgedienten Bibliothekars, der in seiner nunmehr fast 40jährigen Dienstzeit vieles gesehen, vieles überlegt, aber auch nicht alles realisiert hat. Dabei waren die letzten 15 Jahre von einem technologischen Tempo begleitet, die einen hätten außer Atem kommen lassen, wenn man allen Trends hinterher gehechelt wäre. Sie haben sich zum Teil auch nicht als der Königsweg für unsere Arbeit, sondern als Holzweg erwiesen – ich denke hier nur an die Mikrofiche-Technologie im Benutzungsbereich.

Sie werden jetzt sicherlich die Gelegenheit nutzen wollen, sich mit Ihren Kolleginnen und Kollegen über die aktuellen Trends und Ihre Projekte auszutauschen. Suchen Sie nach den berühmten Vorbildern, auch neudeutsch best-practise genannt, um Ihre Einrichtungen fit für eine weiterhin ungewisse Zukunft zu machen.

Dazu wünsche Ihnen viel Erfolg.